

Nr. 36. Bromberg, den 17. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Ein Gebetsrad, von Wasserkraft getrieben, knarrte irgendwo in der Nähe. Einige verblassende Sterne schauten auf die beiden Männer hernieder. Zu ihren Füßen schlummerte Tachienlu noch in tiefe Schatten gehüllt, aber der eisige Wind von den Bergen wehte ihnen einzelne Töne eines sonoren Gesanges aus einer Lamaserie herüber. Plötzlich hob Craydon den Kopf und schauderte, als er den rauschenden Fluß unter sich erblickte, dann stand er auf, und ein finsterer Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

„Was ist das für ein verdammter Streich?“ polterte er. „Warum behandelt mich der große Lümmel so unverschämt?“

Nick Shervington war nicht in der Stimmung, diese Großmäuligkeit Craydons, nachdem er sich so verächtlich benommen hatte, zu erdulden, darum erwiderte er kurz: „Weil Sie es nicht anders verdienten. Wir verdanken es nur Ihrer Dummheit, daß wir so bei Nacht und Nebel davonschleichen müssen, und — —“

„Meiner Dummheit!“ unterbrach ihn Husky in streitsüchtigem Ton. „Was — —“

„Sparen Sie sich die Frage! Seien Sie kein Narr, Craydon! Nima-Tashi hat Sie in total betrunkenem Zustand aufgelesen und Sie nach dem Wirtshaus zurückschleifen müssen. Anscheinend hatten Sie mit dem widerlichen Chinesen Freundschaft geschlossen, den Nima-Tashi gehörig an den Ohren zog, als er an unserer Tür lauschte, und ohne Zweifel haben Sie sich von ihm tüchtig ausborchen lassen.“

„Nein, ich schwöre es!“

„Schwören Sie lieber nicht! Nima hörte, wie der gelbe Affe Englisch mit Ihnen sprach und auch, was Sie sagten —“

„Was ich sagte — —?“ Das grüne Gesicht des Sprechenden wurde noch grüner. „Ich . . .? Ich . . .? Ich sagte doch nichts!“

„Nein?“

„Nein — wenigstens nichts — was uns schaden könnte!“

„Sie waren vollkommen besoffen! Wie sollen Sie wissen, was Sie gesagt oder nicht gesagt haben? „In vino veritas“ heißt es doch, wie Sie wissen.“

„Aber . . . aber . . .“

„Sie sprachen sogar im Schlaf. Sie sagten . . .“

Shervington brach ab, als er das Gesicht des anderen erblickte. Er sah bleich wie der Tod aus und aus seinen Augen sprach unsinnige Angst. Shervington erriet die Sorge des Schwätzers, sich im Schlaf verplappert zu haben, und während Nick sich fragte, weshalb er sich wohl so ängstigte, sagte Craydon mit zitternder Stimme: „Was sagte ich denn?“

„Nichts von Bedeutung. Ich glaube, Sie sprachen von Ihrer Kusine. Sie wiederholten ein paarmal: „sie will nicht . . . sie will nicht . . . aber . . .“

„Ist das alles?“ fragte Craydon, einen Ausdruck großer Erleichterung auf dem Gesicht. „Sind Sie sicher, daß das alles war?“

„Ganz sicher!“ antwortete Shervington verächtlich und dann fügte er barsch hinzu: „Ich möchte nur wissen, warum Sie eine solche Angst haben, daß Sie vielleicht mehr gesagt hätten?“

„Unsinn! Gar keine Angst habe ich!“ rief Craydon. „Nur neugierig war ich. Es ist doch klar, daß man sich nicht durch alberne Redensarten im Schlaf blamieren möchte!“

„Das ist möglich!“ meinte Shervington, aber er war nicht überzeugt.

Der Wind trug ihnen das Geräusch von Gongs aus den vielen Lamaserien, die außerhalb der Stadt lagen, zu. Die Sterne wurden immer blasser und verschwanden dann ganz. Die Schneegipfel der Berge leuchteten im Schein der aufgehenden Sonne, und dann tauchte plötzlich Nima-Tashi auf. Er führte einen Esel, auf welchem scheinbar eine tibetanische Frau saß.

„Raffen Sie sich zusammen, Craydon. Ihre Kusine kommt. Sie soll doch nicht wissen, wie schlecht Sie sich benommen haben; denn es würde sie beunruhigen.“

Während er sprach, eilte er dem sich nähernden Paar entgegen. Als er sie erreichte, brach Janet in Lachen aus.

„Guten Morgen, Herr Shervington. Wie gefällt Ihnen mein neues Kostüm? Die letzte Mode aus Lhassa.“

„Es kleidet Sie wenigstens sehr gut“, erwiderte er fröhlich.

„Das kann ich mir nicht denken, aber Nima-Tashi ließ mir keine Wahl, da seine Schwägerin mir alles fortgenommen hatte außer meiner Ziegenfelljacke und diesen Kleidungsstücken.“

„Sie sind sehr praktisch, und hier werden Sie wenigstens nicht auffallen“, lachte Shervington. „Ich denke, Ihr Vetter und ich werden bald ähnliche Gewänder anziehen müssen.“

Als Nick ihren Vetter erwähnte, glitt ein Schatten über Janet Craydons Gesicht, und als ihre Blicke auf Husky fielen, der noch immer auf dem Felsen saß, wurde sie ernst, und als sie bei ihm anlangten, war ihr Gruß so gezwungen, daß Shervington sich fragte, was wohl vorgefallen sei. Hatte sie von seiner letzten Dummheit erfahren? Das war kaum anzunehmen, denn Nima konnte zu wenig Englisch, um davon erzählen zu können. War etwas zwischen den beiden vorgefallen — eine Meinungsverschiedenheit oder — — Er erinnerte sich der Worte, die Husky im Schlaf gemurmelt hatte: „Sie will nicht . . . sie will nicht . . . aber . . .“

Sie begannen jetzt die Straße hinaufzugehen, Nima-Tashi voran, Craydon in der Mitte, und zuletzt Shervington mit dem jungen Mädchen. Die Sonne erschien gerade am Horizont, als sich eine düster aussehende Lamaserie ihren Blicken zeigte. Zu Füßen des Klosters rauschte ein tosender Fluß. Ihr Weg führte sie über eine hohe, bogenförmige Steinbrücke, die über den Fluß ging. Als sie diese erreichten, zeigte Shervington darauf und sagte: „Das ist das Tor von Tibet, Fräulein Craydon.“

„Diese Brücke?“ rief sie verwundert.

„Ja. So heißt sie im Ort. Alle die Karawanen, die von der Litang-Batang-Straße kommen, müssen über diese Brücke, und sie müssen sie auch auf dem Rückweg benutzen.“

„Das junge Mädchen sah sich um. Ihre Blicke fielen auf die düster aussehende Lamaserie, das öde, felsige Tal, durch welches der Fluß über Felsenblöcke lärmend eilte, sie sah auf die finstere, schmale Straße, die zu der Brücke führte, und dann erschauerte sie leicht.

„Mein Vater . . .“ begann sie halb flüsternd, dann fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu: „Ist er auf diesem Wege geflohen?“

„Ich glaube es bestimmt“, erwiderte er ruhig.

„Ach!“ flüsterte sie und sah sich fröstelnd um. Nick erriet ihre Gedanken und schwieg.

In diesem Augenblick kam ihnen eine Frau entgegen, die rittlings auf einem scheckigen Yak saß. Beim Vorbeireiten sah sie dem Mädchen scharf ins Gesicht. Bald darauf schritt ein Lama an ihnen vorbei, der eine Gebetmühle drehte und unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, aber dann hatten sie die primitive Straße eine Weile allein für sich.

Je weiter sie vorschritten, desto steiler und öder wurde die Straße. Große Felsenblöcke lagen auf dem Weg, der ganz blank getreten war von den Füßen unzähliger Yaks und vieler Generationen von Pilgern. Wie eine Schlucht lag der Weg zwischen hohen Felsenwänden, und bald ließen die Reisenden den Fluß weit unter sich.

Noch immer stiegen sie weiter hinauf. Man konnte schon den Schnee deutlich auf den Gipfeln der Berge leuchten sehen. Als Shervington zurückblickte, sah er, daß Tachienlu nicht mehr sichtbar war, es lag schon hinter einem Bergrücken. Gerade als er sich wieder umdrehte, um weiterzugehen, schien es ihm, daß sich etwas hinter den Felsen links bewegte. Ein Schaf, dachte er bei sich und sagte nichts; denn er mochte das junge Mädchen, das noch schwieg, nicht in ihren Gedanken stören. Eine kolossale, in Felsen gehauene Statue Buddhas zeigte sich jetzt ihren Blicken. Um diese Riesengestalt zu schaffen, mußte eine jahrelange Arbeit notwendig gewesen sein. Jahrhundertelange Unbilden des Wetters hatten ihre Spuren hinterlassen; denn eines der übereinandergekreuzten Beine war abgebrochen und lag zwischen anderen abgebröckelten Felsenstücken am Wege.

Kaum war die kleine Gesellschaft daran vorbeigegangen, als Shervington das Geräusch eines fallenden Steins hörte. Er blieb stehen und sah sich um. Es war kein lebendes Wesen zu sehen, das das Fallen des Steins verursacht haben konnte. Nick nahm daher an, daß ein Stückchen Felsen von selbst abgebröckelt sei und wollte eben weitergehen, als etwas an ihm vorbeisauste. Er erkannte das pfeifende Geräusch einer Kugel und stieß einen warnenden Ruf aus, während er rasch zu Janet Craydon hineilte. Nima-Tashi kroch auf allen Vieren auf dem Pfad und Shervingtons erster Gedanke war, daß die Kugel ihn getroffen hatte. Aber eine Sekunde später wurde es ihm zu seiner Erleichterung klar, daß der große Tibetaner zu der Mani-Mauer kroch, die mitten auf dem Wege errichtet war — und vorzügliche Deckung bot — diese Mauer, die ein Beweis der Frömmigkeit irgendeines Buddha-Anhängers zu sein schien. Craydon war auch dorthin gelaufen und lag schon in ihrem Schutz. Ohne zu zögern, riß Shervington das junge Mädchen von ihrem Esel, nahm ihre Hand und lief mit ihr nach der Gebetsmauer.

Neuntes Kapitel.

Ein geheimnisvoller Schütze.

Unter der Deckung der Mani-Mauer, hinter welcher Shervington, Janet Craydon neben sich, kauerte, wagte er nach einer Weile Ausschau zu halten. Er erhob den Kopf, bis seine Augen gerade den Rand des Gemäuers erreichten. Aber nichts rührte sich in der ganzen öden Umgebung. Da richtete er sich noch etwas mehr auf, und weil nichts geschah, hielt er sorgfältig Ausschau über die Bergeshänge, und vor allem ließ er die Blicke über die vielen Felsen in der Nähe der großen Statue schweifen.

Nirgends war eine Spur von dem Schützen zu sehen, dessen Schuß sie gezwungen hatte, Deckung zu suchen. Auf der ganzen Bergstraße schien sich außer ihnen kein lebendes Wesen zu befinden. Nick wandte sich, um mit Nima-Tashi zu sprechen, und zufällig fiel sein Blick dabei auf Husky Craydons Gesicht. Der Ausdruck darauf setzte Nick in fast so großes Erstaunen als der Schuß vorhin. Nach dem, was er bis jetzt von Huskys Mut erfahren, hatte er erwartet, sein Gesicht vor Angst verzerrt zu sehen, statt dessen leuchteten seine wasserblauen Augen gespannt und seine Züge drückten nur größte Erwartung aus. Er machte den Eindruck eines Menschen, der auf irgendein Ereignis wartet, von dem er bestimmt weiß, daß es gleich eintreffen muß.

Während Nick Craydon anstarrte, ließ ihn irgendein Instinkt sich wieder ducken. In derselben Minute traf eine Kugel die obersten Steine der Mauer, prallte ab und fiel pfeifend einige Meter weiter herunter.

„Bleib hübsch unten, mein Freund,“ lachte Nima-Tashi, „das war sehr dicht!“

Shervington beachtete jedoch seinen Rat nicht. Schnell wie der Blitz war er wieder aufgestanden und hatte den Pfad in der Richtung, aus welcher die Schüsse kamen, in Augenschein genommen. Eine leichte Rauchwolke, die sofort vom Wind vertrieben wurde, verriet ihm das Versteck des Attentäters. Hinter einem Felsen und einigen Sträuchern, ein paar Schritte hinter der Statue, hielt er sich verborgen. Nachdem Nick dieses festgestellt hatte, duckte er sich wieder hinter die Mauer und sah nach Husky Craydon hinüber. Sein Gesicht trug noch immer den gespannten, erwartungsvollen Ausdruck, der Shervington vorhin aufgefallen war und jetzt, als er Nicks Blick spürte, wurde er dunkelrot und wandte die Augen rasch ab. Ein grausiger Verdacht schoß Nick durch den Kopf. Er war so furchtbar und setzte eine so gemeine Handlungsweise voraus, daß er sich förmlich schämte, ihn gehegt zu haben, und doch in dem Gefühl, daß jetzt keine Zeit für Skrupel sei, entschloß er sich schnell, festzustellen, ob er recht hatte oder nicht.

Er wandte sich an den Tibetaner. „Der Mann mit dem Gewehr steht hinter einer kleinen Gruppe Felsen und Büsche, gerad hinter dem Schrein. Um etwas festzustellen, muß ich unbedingt wissen, ob er auf mich zielt. Würdest du es wagen, die Probe zu machen?“

Der Tibetaner grunzte, und ohne ein Wort stand er auf und stellte sich so, daß Kopf und Schulter über die Mauer hinwegragten. Während man zwanzig zählen konnte, stand er so, ungeachtet der Gefahr, der er sich aussetzte, und dann ließ er sich grinsend wieder hinter der Mauer nieder.

„Ich bin es also nicht, den der Bandit haben will. Vielleicht ist es der Arraktrinker hier? Wenn du ihn bewegen könntest, aufzustehen, würde man es gleich wissen.“

Er sah verächtlich nach Husky hinüber, während er sprach. Craydon entging der Blick nicht und er fragte wütend: „Was hat der Barbar eben gesagt?“

„Er fragte,“ antwortete Shervington prompt, „ob Sie den Mut haben würden, aufzustehen und nach dem Schützen Ausschau zu halten. Er hält Sie anscheinend nicht für sehr mutig — —“

„Ich werde es ihm schon zeigen!“ rief Craydon prahlerisch, stand auf und starrte ins Tal.

Als Shervington ihn beobachtete und sein sicheres Auftreten bemerkte, steigerte sich sein Mißtrauen. Er wartete, bis Husky prahlerisch fragte: „Wie lange soll ich mich noch als Zielscheibe hinstellen?“

„So lange Sie wollen,“ war die ruhige Antwort. „Sie scheinen keine große Gefahr zu laufen.“

„Sie ist nicht minder groß, als sie vorhin bei Ihrem Banditenfreund war,“ entgegnete Craydon, als er sich wieder hinter die Mauer duckte. „Und ich finde, er muß sich für seine beleidigenden Worte bei mir entschuldigen. Das können Sie ihm sagen.“

Shervington verdolmetschte, aber Nima-Tashi lachte. „Der Mann hinter dem Felsen zielt ja gar nicht auf den Narren dort! Es bleibt also nur noch das Mädchen.“

Er blickte nach Janet Craydon hinüber, während er sprach, aber Shervington hielt ihn rasch zurück. „Nein, Nima! Das Mädchen würde die Probe sofort machen — —“

„Ja, ja. Das glaube ich. Sie hat Adlerblut in den Adern.“

„Aber es ist ja gar nicht nötig. Siehe!“

Er hob den Kopf schnell über die Mauer und duckte sich ebenso schnell wieder, aber in derselben Minute sauste eine Kugel vorbei. Nima-Tashi lachte und rief etwas, das Shervington nicht verstand; denn er sah nach Husky Craydon hin, dessen Gesicht weiß und gespannt aussah, während eine bittere Enttäuschung in seinen Augen lag. Shervingtons Verdacht verstärkte sich immer mehr. Es war sonnenklar, daß es sein Leben war, worauf der Schütze es abgesehen hatte und daß Husky, sowie Nima-Thashi nicht gemeint waren. Bei dieser Feststellung drängte sich ihm noch eine Frage auf. Wußte Craydon, daß man es nicht auf ihn abgesehen hatte? War er nur darum so mutig gewesen? Kalter Zorn stieg in ihm auf, als dieser Gedanke ihm durch den Kopf fuhr und er blitzartig erkannte, was Craydons Benehmen zu bedeuten hatte. Er starrte Husky jetzt so intensiv an, daß sich dieser nervös hin und her bewegte und mit verlegenem Lachen fragte:

„Soll ich noch einmal aufstehen, Shervington?“

„Nein, das ist nicht nötig; denn ich weiß schon, was ich wissen wollte“, erwiderte Shervington kalt.

„Was ist denn?“ fragte Janet Craydon, die Augen auf Shervingtons Gesicht gerichtet. „Sagen Sie mir, ich möchte es — —“

Ihre Worte wurden durch ein lautes Gelächter unterbrochen. Der Lärm kam von der Gebirgsstraße, und in der nächsten Sekunde war Nima-Tashi aufgesprungen und brüllt etwas in tibetanischer Sprache. Shervington war auch aufgestanden und sah eine Kavalkade von beladenen Yaks den schmalen Weg hinaufkommen. Als Nima ihnen warnend etwas zurief, hielt die Karawane, und drei Männer liefen nach den Felsen, auf die Nima zeigte. Aber als sie die ihnen bezeichnete Stelle erreichten, deuteten sie durch Gesten an, nichts entdeckt zu haben. Der Tibetaner verließ die schützende Mauer und eilte dahin, wo sich der Schütze versteckt gehalten hatte, obgleich er überzeugt war, daß der Mann bereits geflohen war. Shervington behielt den Berg dahinter im Auge. Zuerst sah er nichts, dann fiel ihm aber etwas auf, das sich hinter der Statue auf dem mit Felsen bestreuten Abhang bewegte, und bei näherer Betrachtung sah er, daß es ein Mann war. Diese Entdeckung rief er dem

Tibetaner zu, der mit den Yaktreibern an seiner Seite die Gegend ebenfalls sorgfältig absuchte. Der Schütze war jedoch schon zu weit entfernt, um die Jagd erfolgreich aufnehmen zu können. Während Sherrington dem Attentäter nachsah, fühlte er, wie jemand die Hand auf seinen Arm legte. Er wandte sich um und sah Janet Crandon neben sich stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glocke von Jamada.

Ein japanisches Märchen von **Ernst Herbert Petri.**

Voll und dröhnend schwangen die Töne der Glocke über die leichten Häuser von Jamada. „Sakatsa", sang die eherne Stimme, „Sakatsa, katsa, katsa . . ." klang sie aus.

Unten im Tempel kniete Josano, der junge Priester, vor dem Bilde Buddhas: „Verzeih', du Weiser, verzeih deinem Knecht, der den Schwur gebrochen hat, den er dir leistete! Sakatsa hat mein Herz gewonnen. „Sakatsa!", singt die Glocke, — „Sakatsa!" flüstert der Wind. — „Sakatsa!" raunen die Wellen am Strand, Sakatsa zieht mich zu sich, sie, die schönste unter den Kirschblüten von Jamada!"

Josano sprang auf und lief hinüber in sein Haus. Da warf er das Priestergewand von den Schultern und kleidete sich in den seidenen Kimono des Samurai. Er stieg hinunter zu Sakatsa, die stärker war als Buddha.

Er trat in das große Haus, das Ruytaro gehörte, das Sakatsa mit ihrer hellen Stimme belebte, das ihr willenlos zu Füßen lag. Sie war die Herrin dort, und doch lebte sie nur für ihn, für Josano. Sie empfing ihn mit dem süßen Lächeln ihres Kirschenmundes, und ihre dunklen Pupillen leuchteten in den weißen Mandeln unter den feinen Seidenwimpern. Den Kopf hielt sie leicht gesenkt, wie unter der Last der schweren schwarzen Haare, die sich künstlich über dem Scheitel türmten, und verneigte sich vor Josano, ihrem Auserwählten. Dann bereitete sie ihm mit ihren weißen, schmalen Händen den Tee, der so bitter war und doch berauschte, der hinweg führte über die Hemmnisse des Daseins und alles vergessen ließ außer Sakatsa; alle Mühe, alle Sorgen des Lebens, Priesterpflicht und Buddha schwanden, und nur sie war für ihn da, Sakatsa, die ihn liebte.

Da brach das Verhängnis über die Liebenden herein. Denn Sadako, die einst die Königin im Hause Ruytaros gewesen war und Sakatsa um der Gunst des Herrn willen haßte, trat in den Tempel Buddhas, ihre Kupfermünzen zu opfern. Da erkannte sie im jungen Priester, dem die Sorge für die Glocke oblag, Josano, den Samurai. Frohlockend verriet sie Ruytaro ihre Entdeckung.

Wieder trug am Abend die Glocke ihr „Sakatsa, Sakatsa" als Botschaft des Liebenden hinüber zur schönsten Kirschblüte von Jamada, und wieder begehrte der verkleidete Josano Einlaß in Ruytaros Haus. Da öffnete der Herr selbst die leichte Tür: „Betritt nicht mein Haus, Josano! Du gabst vor, ein edler Samurai zu sein, doch du bist ein Priester des Buddha, und es geziemt dir nicht, meine Schwelle zu überschreiten!"

Da flehte Josano, Abschied nehmen zu dürfen von Sakatsa, und Ruytaro gewährte ihm die Bitte. Der Priester trat zu Sakatsa, und sie flüsterten zusammen. „Verzage nicht, Sakatsa!" raunte der Jüngling. „Morgen, wenn die Glocke gesungen hat, eile nach der Hohen Brücke über den Sumida. Dort erwarte ich dich, und wir wollen zusammen hinüber fliehen nach Tokaido, wo uns niemand kennt, und nur uns leben, uns allein!" — Sakatsas dunkle Augen leuchteten, als Josano das Haus verließ.

Doch Sadako, die Feindin, hatte hinter den dünnen Papierwänden des Zimmers gelauscht und den Plan der Liebenden vernommen. Sie verriet ihn Ruytaro, und der Herr beschloß, den Priester, der ihm die Königin seines Hauses rauben wollte, zu töten.

Josano rüstete zur Flucht. Dann trat er hinüber in den Tempel und ließ die Glocke klingen. „Sakatsa!" sang sie, „Sakatsa!" jubelte sie, „Sakatsa!" —

Da trafen den Jüngling die Dolche der gedungenen Mörder, und die Glocke verstummte.

Dem Toten fesselten die Verbrecher die starren Glieder; dann ließen sie die Glocke herunter, die Ruytaro haßte, weil sie die Botin der Liebenden war, und schafften sie mit der Leiche zur Brücke, die sich in hohem Bogen über den Sumida schwang. Dort warfen sie beide aneinander gefesselt in die Flut. „Fliehe jetzt, Josano! Singe jetzt, Glocke!" höhnten sie und zogen nach Jamada zurück, den Lohn des Mordes im Reiswein zu verprassen.

Als die Glocke zum letzten Mal von Josanos Hand bewegt verklungen war, schlich Sakatsa zur Tür des Zimmers. Da trat ihr Ruytaro entgegen. „Wohin willst du, Sakatsa, du schönste unter meinen Blumen? Willst du Josano, den Priester im Samuraikleide sehen, mit ihm flüchten? Bleib hier, denn er liegt unter der Hohen Brücke im Sumida, und die Glocke versank mit ihm. Er hat sein Stelldichein gehalten, doch was nützt dem Toten das lebende Weib!"

Wortlos senkte Sakatsa das Haupt und gehorchte dem Befehl des Herrn. Doch als Ruytaro schlafend auf dem Boden lag und von ihr träumte, stieß sie ihm den Dolch ins Herz.

Dann floh sie in die Nacht hinaus auf die Hohe Brücke über den Sumida. Der Mond glänzte silbern in den klaren Fluten; sein mildes Licht huschte von kleinen Wellen bewegt über die versunkene Glocke, das Wasser schlug leise an ihren blanken Leib und strich liebkosend durch die schwarzen Haare Josanos. „Sakatsa!" sang die Glocke, „Sakatsa!" — „Ich komme, Liebster, ich komme!" Die Flut schloß sich über Sakatsa . . .

Dreihundert Jahre liegen Sakatsa und Josano und die Botin ihrer Liebe auf dem Grund des Sumida; doch des Priesters Sünde an Buddha war mit seinem Tode noch nicht gesühnt. Achtzigtausend Mal muß seine Seele wandern, bis sie frei von Schuld ist. Dann werden die Liebenden im Paradiese vereint sein.

„Sakatsa!" wird die Glocke singen; „Sakatsa!" wird sie jauchzen und zerspringen. Ihr Botendienst ist dann erfüllt.

Goldgräber, Vogeljäger, Zwerge und Bolschewisten.

Zeitbilder aus dem heutigen Neuguinea.

Von Dr. A. Diez-Langhammer.

Seitdem man im Hinterland der ehemaligen deutschen Küstenstation Salamoa reiche Goldfelder entdeckt hat, ist das allgemeine Interesse an der außerhalb der großen Schiffahrtswege liegenden Insel Neuguinea im Wachsen begriffen. Leider haben aber die Goldfunde bisher kaum zur Erschließung und Nutzbarmachung, ja kaum zur weiteren Erforschung des Landes geführt. Man kennt die Küste und einen Teil der Flußläufe; Gebiete der ehemaligen deutschen Kolonie Kaiser Wilhelmland, der Ostzipfel der Insel und die im Westen liegende Halbinsel Berau sind kartographisch aufgenommen; man ahnt etwas vom verborgenen Leben der Urwälder, doch der Rest ist der Zivilisation unbekannt, ist unerforschtes Gebiet.

Die Goldsucher beschränken ihre Wanderungen auf den beschwerlichen Weg von Salamoa zu den Goldfeldern am Eadie Creek, 1700 Meter hoch an den Hängen des Mount Lawson. Jetzt soll eine Flugzeuglinie dorthin eingerichtet werden und die Überwindung der sonst sechs bis acht Tage währenden Kletterei über Berg und Tal auf eine Stunde Flugdauer und wenige Stunden Anmarsch zur Landungsstelle verkürzen. Aber die Flugzeuge werden nur der Menschen- und Goldbeförderung dienen, während die Erforschung des Landes auch weiterhin vernachlässigt bleiben dürfte.

Das Rennen nach den Goldfeldern hat jetzt etwas nachgelassen, denn das Leben am Eadie Creek ist alles andere als angenehm, außerdem teurer als irgendwo in der Welt. Das Gold ist nicht hochwertig und wird 30 Mark billiger bezahlt als das australische. Die Nachbarschaft gebärdet sich reichlich unruhig, denn die Eingeborenen betrachten das Eindringen der Weißen mit gemischten Gefühlen. Sie sind zwar nicht in der Lage, der Masse von Weißen entgegentreten zu können, aber dem Einzelnen lauern sie auf, und manches bleiche Gerippe wurde schon im Urwald an einem verlassenen Lagerfeuer gefunden. Immerhin sind die Erschlagenen nicht als Pioniere der Zivilisation gefallen, sondern nur als Opfer des Goldfiebers.

Andere Abenteurer durchziehen die unbekannten Gebiete des niederländischen Besitzes. Dort jagen sie nicht dem Gold, sondern den Federn und Bälgen der Paradiesvögel nach. Sind auf diese Art auch keine Reichtümer zu verdienen, so nährt das Geschäft doch seinen Mann, und eine glücklich verlaufene Fahrt bringt dem Jäger ein kleines Vermögen von einigen Tausend Gulden. Doch der Gewinn ist mit monatelangen Strapazen und ständiger Gefahr auch teuer genug erkauft. Die Vogeljäger kennen das Land natürlich besser als alle anderen Weißen, aber sie sind kaum in der Lage, der Wissenschaft durch Karten oder durch Beobachtungen des Lebens der Eingeborenen, der Tiere und der Pflanzen zu dienen. Im Gegenteil, ihre Erzählungen von allerlei geheimnisvollen Menschen und Tieren, die der eine oder andere hier und da im Urwald gesehen haben will, erscheinen nur dazu geeignet, falsche Vorstellungen und Erwartungen über dieses Land hervorzurufen.

Der Vogeljäger führt ein wildes Leben; meistens ist er mit den unentbehrlichen eingeborenen Trägern allein,

mancher kehrt nicht an die Küste zurück, und es geht das Gerücht von Vogeljägern, die keinen Ausweg mehr aus dem Urwald fanden und selbst zu Wilden wurden.

So tief diese Vogeljäger auch ins Innere des Landes vordringen, so hat doch noch keiner von ihnen die geheimnisvollen Schneeberge durchquert. Vor nicht langer Zeit versuchten Osmiridiumsucher von der Küste aus längs des Karl-Ludwig-Gebirges die Schneeberge zu erreichen. Sie kamen tiefer ins Land hinein, als bisher ein Europäer, und stießen auf ein Dorf mit ungemein kleinen Eingeborenen, deren Vorhandensein die immer auftauchenden Gerüchte von Zwergvölkern im Innern der Insel zu bestätigen schien. Kurz darauf mußten die Weißen aber vor den Eingeborenen zurückweichen.

Einer der Metallsucher stellte sich die Aufgabe, die Zwerge näher kennen zu lernen, und kehrte mit einer neuen Karawane zurück. Er versuchte wiederholt, das Zwergendorf zu finden, traf aber immer wieder auf den stärksten Widerstand aller Eingeborenen, und seine Träger erzählten ihm, daß die Wilden jedes neuerliche Zusammentreffen mit den Zwergen verhindern würden, weil sie die Pygmäen als Dämonen verehrten und bei Kränkungen durch Fremde ihre Rache befürchteten. So mußte er unverrichteter Dinge zurückkehren und konnte nur über sein erstes kurzes Zusammentreffen mit den Zwergen berichten. Im Pygmäendorf sollen rund fünfhundert Menschen leben, die durchschnittlich eine Höhe von einem Meter erreichen. Es sind ausgeprägte Rundschädel, doch machen sie einen bedeutend intelligenteren Eindruck als die Eingeborenen von Normalgröße, und aus ihrer geistigen Überlegenheit läßt sich auch die Verehrung seitens ihrer größeren Landsleute erklären. Eine Furcht vor dem Tode kennen sie trotz der ängstlichen Fürsorge ihrer Beschützer nicht, denn sie glauben, das Ende ihres Lebens bedeute für sie den Anfang eines besseren Daseins weit drüben über den weißen Gipfeln der Schneeberge. Den wenigen Medizinmännern wird die Fähigkeit zugeschrieben, als Strafe für Nachlässigkeiten Seuchen und Unwetter auf die anderen Stämme herabzuzaubern.

Ist mit diesen Angaben der Kenntnis über das Land am Fuß der Schneeberge wenig gedient, so haben doch die verschiedenen Expeditionen das Ergebnis gezeitigt, Gold- und Osmiridiumvorkommen festzustellen, die nun Ströme von Abenteurern ins Land ziehen. Freilich müßte vorher die alle Unternehmungslust hemmende Bestimmung der Kolonialregierung aufgehoben werden, gemäß der alle Edelmetallfundstellen nur zwei Jahre lang vom Entdecker ausgebeutet werden dürfen und dann der Regierung zufallen.

Trotz seiner tropischen Fruchtbarkeit gehört Neuguinea zu den am dünnsten bevölkerten Ländern der Erde, soweit die erforschten Gebiete in Betracht kommen. Anfänge zur Kolonisation sind im holländischen Teil kaum unternommen worden, und die Zahl der Weißen in dem 360 000 Quadratkilometer großen Gebiet dürfte dreihundert nicht überschreiten. Nun ist die Regierung in Batavia zu einer eigenartigen Ansiedlungspolitik übergegangen. Bekanntlich tobte im vorigen Jahr auf Java ein von Moskau genährter Aufstand, der den Holländern viel zu schaffen machte. Dem Beispiel ihrer russischen Lehrmeister folgend, plünderten und mordeten die Empörer alles, was ihnen Widerstand leistete. Schließlich nahmen die Truppen über tausend Bolschewisten gefangen, die nach Kriegsrecht an die Wand zu stellen waren. Man ersparte sich aber das unerquickliche Schauspiel einer Massenerschießung und schaffte die Empörer mit Frauen und Kindern nach Neuguinea. Sie durften ihre bewegliche Habe mitnehmen und wurden 450 Kilometer stromaufwärts am Ufer des Diogelflusses ausgesetzt. Von Zeit zu Zeit kommen Nahrungsmitteltransporte den Fluß herauf, bis die Leute sich angesiedelt und Land gerodet haben.

Vielleicht werden diese tausend Räuber und Mörder der Keim der Zivilisation in Neuguinea und verlieren im Laufe der Jahre in ihrer Eigenschaft als Grundbesitzer ihre bolschewistischen Anschauungen; vielleicht aber wird die Kultur, wenn sie nach Jahrzehnten dorthin vorgedrungen ist, nur noch Trümmer einer ausgestorbenen Verbrecherkolonie finden.

Von wilden Büffeln gejagt.

In Assam und anderen Bezirken am Fuße der Himalaya-Kette haben die Besitzer von Büffelherden die Gewohnheit, die Tiere für die heißen Sommermonate unter der Obhut nepalesischer „gwalas“ (Hirten) in den Bergen auf die Weide zu schicken. In Trupps von 200—300 Stück führen die Büffel ein freies Leben. Häufig kommen sie mit wilden Artgenossen zusammen und verwildern selbst fast völlig. Sie sind für den Menschen dann außerordentlich gefährlich, da sie jeden Fremden angreifen, auch ohne gereizt zu sein. Mit einer solchen Herde hatte vor einiger Zeit Oberst H. Gidney von der britischen Armee in Indien ein aufregendes Erlebnis, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Gidney kehrte von einer Urlaubsreise nach seinem Standort Kohima im Bezirk Naga-Hills zurück; die hundert Kilometer von der letzten Eisenbahnstation hatte er zu Pferde zurückzulegen. Er war früh morgens von einem Rasthause aufgebrochen und ritt wohlgemut bergan. Als er aber um eine Krümmung der Straße bog, gerann ihm plötzlich vo Schreck das Blut in den Adern. Zweihundert Meter entfernt kam ihm von oben eine große Büffelherde entgegen. Die Tiere hatten kaum den Reiter erblickt, der unwillkürlich sein Pferd angehalten hatte, als sie auch schon zum Angriff übergingen und in Galopp fielen. Gidneys Pferd, ein kaum zugerittener Buthia-Pony, hatte instinktiv die Gefahr erkannt. Ein Ausweichen rechts oder links war auf der Bergstraße nicht möglich. So machte der Gaul kurz kehrt und raste die Straße hinab. Es war ein wilder Ritt. Der Oberst mußte seine ganze Reitkunst aufbieten, um sich auf dem fremden Pferde und bei der sich in scharfen Kehren bergab ziehenden Straße im Sattel zu halten. Aber Zeit war nicht zu verlieren, denn wenn die wütenden Verfolger ihn einholten, war es um beide geschehen. So ging das Rennen über mehrere Kilometer. Die Büffel gewannen zunächst entschieden an Boden und kamen immer näher. Kaum fünfzig Meter hinter sich hörte Gidney bereits das dumpfe Geräusch der Verfolger. Glücklicherweise wurde die Straße dann weniger steil, wodurch der Pony sicherer wurde und besser ausgreifen konnte. In der Ferne tauchte auch das Rasthaus mit seiner starken Umzäunung auf. Wenn es Gidney gelang, dieses vor den Büffeln zu erreichen, konnte er sich als gerettet betrachten. Das Glück war ihm hold. Dicht vor dem Tor parierte er sein Pferd, und beide gewannen die rettende Umzäunung. Unmittelbar darauf schob sich eine schwarze wilde Masse am Eingang vorbei. Die Büffel, zu fünf bis sechs in einer Reihe, einen dichtgedrängten Haufen bildend, konnten in ihrem rasenden Laufe nicht so schnell einhalten zumal die ersten Reihen durch den Druck der folgenden vorwärts getrieben wurden. So stürzten sie in wildem Laufe weiter die Straße hinab, obwohl ihr Opfer ihnen längst entgangen war. — Gidney, übrigens in Indien ein bekannter Rennreiter, erklärte später, nie in seinem Leben ein so interessantes und aufregendes „Rennen“ geritten zu haben.



*** Eine heldenmütige Schwimmerin.** Über die Entschlossenheit und Geistesgegenwart eines jungen Mädchens anläßlich der großen Überschwemmungen ist man in London des Lobes voll, und der König hat der tapferen jungen Dame seine besondere Anerkennung ausgesprochen. Miß Majorie Franckeiß, so ist ihr Name, ist eine Bankangestellte, die ein Zimmer zu ebener Erde bei einer Familie in einer Londoner Vorstadt bewohnt. Kürzlich nun erwachte sie eines nachts gegen zwei Uhr früh und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß große Wassermassen in ihr Zimmer stürzten. Ein Blick zeigte ihr, daß die Flut schon dicht unter ihrem Bett stand. Sie drang in das Nebenzimmer, wo ihre Wirtsleute schliefen und weckte diese, aber es war nahezu unmöglich, die leidende Hausfrau und ihre zwei kleinen Kinder aus der Gefahrzone zu bringen. Da man befürchtete, daß das nur leicht gebaute Einfamilienhäuschen den andrängenden Wassermassen nicht standhalten werde, so mußte man versuchen, Hilfe herbeizuholen, und das tapfere junge Mädchen unternahm es denn auch, diese Mission zu erfüllen. Draußen war stockdunkle Nacht, denn die Laternenpfähle waren von der Flut umgerissen worden. Zu gehen war unmöglich, die Wassermengen drohten, die junge Dame umzureißen. Kurzentschlossen sprang sie in die Flut und schwamm solange, bis sie eine Rettungsstreife antraf, die mit Kähnen kam, um die bedrohten Einwohner jenes Viertels zu retten. Es gelang, auch die Wirtin und die Kinder aus dem dem Einsturze nahen Hause zu holen und an einen sicheren Ort zu bringen. Den Berichterstattern erklärte Miß Franckeiß, daß sie als sportliebender Mensch manche aufregende und nicht ungefährliche Schwimmtour gemacht habe, aber nie werde sie diese vergessen, in der Finsternis, in der quirlenden, strömenden Flut, während aus den Häusern rechts und links die Schreckensschreie der überraschten Bewohner klangen. Alle Augenblicke mußte sie treibenden Balken und Gegenständen ausweichen, und Glasstücke und Eisenteile verletzten ihre Füße dermaßen, daß sie nach vollendetem Rettungswerk sogleich in ein Krankenhaus gebracht werden mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.